DAGMARA DOMINCZYK

WIR TRÄUMTEN JEDEN SOMMER

Roman

Roggenbrot, brennendes Heu und frische Wäsche – so riecht Heimat für die New Yorkerin Anna Baran. Polen, das Land ihrer Kindheit. Damals hat sie mit ihren Freundinnen Justyna und Kamila herrliche Nachmittage am See verbracht, Klamotten und Jungsgeschichten, Träume und Sehnsüchte geteilt, während aus dem Kassettenrekorder *Forever Young* dröhnte. Doch jetzt, mit Anfang dreißig, ist Annas Leben aus dem Ruder gelaufen, Kamilas Ehe zerbrochen – und als Justynas Mann ermordet wird, ist den Freundinnen klar: Wir kommen da durch, durchs Leben – aber nur, wenn wir zusammenhalten. Dagmara Dominczyks Debüt ist ein lebenspraller Sommertag, durchzogen vom Duft nach frischem Gras, ein großes Leuchten auf einem kühlen See. Sie erzählt berührend von drei starken Frauen, die gemeinsam der Unbill des Lebens trotzen und die auch kein Ozean auseinanderzubringen vermag.

Dagmara Dominczyk, 1976 in Polen geboren, emigrierte im Alter von sieben Jahren mit ihrer Familie nach New York. Sie spielte in zahlreichen Filmen, Fernsehserien und Theaterstücken. Sie lebt mit ihrem Mann, dem Schauspieler Patrick Wilson, und ihren beiden Söhnen in New Jersey.

insel taschenbuch 4369
Dagmara Dominczyk
Wir träumten jeden Sommer

DAGMARA
DOMINCZYK

WIR TRÄUMTEN JEDEN SOMMER

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Isabel Bogdan

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
The Lullaby of Polish Girls bei Spiegel & Grau,
an imprint of The Random House Publishing Group,
a division of Random House, Inc., New York.
© Dagmara Dominczyk 2013.

Diese Geschichte ist frei erfunden. Namen, Charaktere, Orte und Geschehnisse entstammen der Fantasie der Autorin oder sind fiktionalisiert. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Ereignissen, Schauplätzen oder Personen (tot oder lebendig) ist reiner Zufall.

Erste Auflage 2015
insel taschenbuch 4369
© Insel Verlag Berlin 2014
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: glanegger.com, München
Umschlagfotos: Erin Mulvehill/Gallery Stock;
Emma Jönsson/plainpicture
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36069-8

WIR TRÄUMTEN JEDEN SOMMER

Für Patrick
»*… and the reason is you …*«

»Wir wachsen nicht absolut, chronologisch. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vermischen sich und ziehen uns zurück … Wir bestehen aus Schichten, Zellen, Konstellationen.«
Anaïs Nin

»*Jolka, Jolka, pamiętasz lato ze snu,*
Gdy pisałaś: tak mi źle.«
Budka Suflera, »Jolka, Jolka«

KAPITEL 1
2002

ANNA
Greenpoint, Brooklyn

Hinterher konnte Anna Baran exakt den Moment benennen, in dem sie sich in Ben Taft verliebt hatte. Sie lagen auf seiner Matratze, die Decke von sich geworfen, und teilten sich eine Zigarette, als Anna die Augen schloss und ihn das fragte, was sie schon seit Wochen fragen wollte.

»Hast du je damit gerechnet, mal mit einer Polin zusammen zu sein?«

»Nein«, sagte Ben wie aus der Pistole geschossen. »Ich wusste nicht mal so genau, wo Polen überhaupt liegt.«

Anna lachte und legte ihm die Hand zwischen die warmen Schenkel. »Und jetzt?«

»Jetzt? Jetzt weiß ich, dass deine Heimat mehr zu bieten hat als *kiełbasa*.«

Anna verdrehte die Augen und legte ihm den Kopf auf die Brust. »Und was?«

»Ich weiß, dass Warschau nicht die einzige Stadt dort ist. Ich weiß, dass die Sprache scheißschwer zu lernen ist. Ich weiß, das die älteste Eiche Polens in der Nähe deines Heimatdorfs steht und dass sie Bart heißt.«

»Dąb Bartek«, flüsterte Anna und spürte dabei ein Kribbeln, als hätten sie sich schmutzige Dinge zugeflüstert. Ben sprach weiter über Solidarność und Kommunismus, über Potop und Piroggen, über Putzfrauen und den Papst. Irgendwann unterbrach Anna ihn mit einem Kuss. »*Kocham cię*, Ben«, und er brauchte die Sprache nicht zu beherrschen, um sie zu verstehen. Aber diese Nacht ist jetzt schon Jahre her

und fühlt sich so weit weg an wie die verdammten Sterne am Himmel.

Um 3:57 Uhr erwacht Anna aus einem Alptraum. Irgendwas mit der Gestapo im verlassenen Captain Video – der Videothek, aus der sie sich als Kind VHS-Kassetten ausgeliehen hat. Sie stolpert aus dem Bett und geht ins Wohnzimmer, schlurft fast blind Richtung Aschenbecher. Der vertraute Geruch ihrer Qualmerei vom vergangenen Abend führt sie zur Sofaecke, wo auf Bens altem Sofakissen ein Aschenbecher steht. Ihre Brille ist unauffindbar, aber wie sollte sie sie auch suchen, wenn sie verdammt noch mal nichts sieht, wenn sie selbst ihre eigene Hand vor den Augen nur verschwommen erkennt? Kurz fragt Anna sich, ob sie vor dem Gesetz womöglich tatsächlich als blind gelten würde und ob sie das irgendwie testen lassen kann, ohne die Wohnung zu verlassen. Sie fummelt ungeschickt ein Drittel einer nicht mehr besonders ansehnlichen Marlboro Light aus dem Aschenbecher, tastet unter dem Sofa nach einem Feuerzeug, steckt den angerauchten Stummel an und macht das Fenster auf. Der Novemberwind schlägt ihr ins Gesicht, aber es fühlt sich gut an, ein Schock fürs System, und die Kälte treibt ihr die Tränen in die Augen.

Die Lorimer Street muss leer sein; das sagt ihr die Stille. Denn was die Augen nicht hinkriegen, müssen jetzt die Ohren übernehmen. Die meisten New Yorker träumen eher halbherzig von weißen Wintern, aber Anna verzehrt sich geradezu nach Schnee. Draußen riecht es nach Winter, frisch und sauber, aber von Schnee ist noch nichts zu ahnen.

»Wir sind eine aussterbende Art.« Das war Bens erster Satz, als Anna an ihrem ersten Abend auf ihn zuging und nach Feuer fragte. Er hatte ihr sein Zippo hingehalten, und sie hatte die Augenbrauen hochgezogen und gelächelt und sich sofort in ihn verknallt.

»Und du bist New Yorkerin?«, fragte Ben, als sie eine halbe Stunde später seine Wohnung betraten. Man sah der Wohnung an, dass hier drei junge Männer hausten, aber Ben schien das Chaos nicht weiter peinlich zu sein. Ben und Anna setzten sich auf den Boden.

»Nein, ich komme aus Kielce, Polen – wo der polnische Rap herkommt«, sagte Anna. »In Polen nennen sie uns *scyzoryki*, die Springmesser. Und zwar mit Recht. Uns kommt man besser nicht zu nahe.« Ben lachte und klopfte rhythmisch an seine Bierdose.

»Weil ihr so scharf seid? Das würde ich riskieren.«

Diese Worte klangen in ihrem Kopf nach, immer wieder, wie ein Sprung in einer Schallplatte. Heute vor genau drei Jahren war Anna mit zwei Freundinnen zusammen ins Turkey's Nest gegangen, weil ihre Finger von der Kälte ganz klamm waren, und da war Ben gewesen, in diesem blauen Pullover, und hatte gelächelt. Aber dieser Ben ist jetzt weg. Er ist bei Nancy und Pappy und seinen unzähligen Cousins und Cousinen in Omaha. Er bleibt nur noch einen Tag weg, und trotzdem fühlt es sich irgendwie an, als wäre es für immer.

Am Fenster stehend, kann Anna ihren Atem sehen. Das dünne T-Shirt, das sie jetzt schon seit Tagen trägt – Bens altes Lynyrd-Skynyrd-Shirt mit dem abgeschnittenen Halsbündchen –, hält überhaupt nicht warm. Hinter dem McCarren-Park schimmert Manhattan, die Türme und Wolkenkratzer sehen aus, als hätte ein Mensch aus der Zukunft sie wahllos zusammengewürfelt. Es ist wunderschön, aber unter einer Schneedecke wäre New York noch schöner, es würde glitzern wie in früheren Zeiten. Diese Betonwüste, aus der die Hochhäuser aufragen wie Bohnenstangen, die U-Bahnen, die verdreckten Straßen – all das würde verschwinden.

Anna tritt vom Fenster zurück, lässt es aber offen; sie kann

nicht in geschlossenen Räumen rauchen. *Hipokryta* würde ihr Vater Radosław sagen. Ja, vielleicht macht sie sich mit dem offenen Fenster selbst was vor, sie stellt immer gleich alles in Frage, besonders die Dinge, die sie eigentlich genießt. Ihr Vater hingegen liegt andauernd im Bett, kaut Toffees, liest seine polnische Zeitung bis drei Uhr morgens und quarzt dabei eine More Red nach der anderen, während ihre Mutter daneben still vor sich hin leidet. Ihr Vater, der immer mal wieder damit droht, sich zu erhängen.

»Du, ein Flüchtling? Du siehst nicht gerade aus wie ein Flüchtling«, hatte Ben gesagt und ihren trägen, nackten Körper neben sich betrachtet.

»*Tochter* eines Flüchtlings, wenn man es genau nimmt. Die Kommies haben meinen Dad vor Jahren rausgeschmissen. Da war ich sieben.«

»Die Kommies. Klingt total …«

»Altbacken?« Anna streckte die Hand nach seinem hübschen amerikanischen Gesicht aus.

»Sexy.«

Anna klemmt sich im Sitzen den Aschenbecher zwischen die Oberschenkel. Keine halbgerauchten Kippen mehr da. Aus allen Ecken starren sie Pappkartons an, übel mit billigem Klebeband zugerichtet. Sie und Ben sind schon vor Monaten in die neue Wohnung gezogen, aber die Kartons sind immer noch unberührt. Ihr fällt ein, dass der Hausmeister heute vorbeikommen will, um die Kühlschranktür zu reparieren.

Anna tut der Kopf weh. Ihre Nase ist verstopft. Ihr Mundwinkel ist heiß und juckt, sie kriegt Herpes. Am rechten Schulterblatt pocht der seltsame Schmerz, der in den letzten Wochen immer wieder kam und ging und von dem Anna glaubt, dass es bestimmt Lungenkrebs ist. Ben nennt sie einen »schrecklichen Hypochonder«, und er hat recht.

Als Ben vor fünf Tagen zum Flughafen fuhr, hat er Anna bekniet, ihn zu begleiten. Es war mittlerweile Tradition, dass sie zu Thanksgiving nach Ohio fuhren.

»Komm doch mit. Freust du dich nicht auf Moms gefüllten Truthahn? Mom freut sich jedenfalls auf dich, Annie.«

»Ich kann nicht fliegen, Ben. Weißt du doch.«

»Dann mieten wir uns halt ein Auto.«

»Ich kann nicht, Ben«, sagte sie und wandte sich ab.

Bens Mutter, Nancy, trug immer Birkenstocks und roch nach Patschuli. Sie hatte langes, graues Haar und allwissende Augen, mit denen sie, da war Anna sich sicher, in einen hineinsehen konnte. Nancy hatte Anna von Anfang an geliebt, und sie drängte sie und Ben immer, sie sollten doch »ruhig schon mal ein Baby kriegen, auch wenn ihr nicht vereiratet seid. Ehe-popehe.« Was würde Nancy tun, wenn Anna in ihrem jetzigen Zustand dort aufkreuzte – ein paar Kilo zu viel und ziemlich deprimiert? Was sollte Anna ihr sagen? *Ich hab dich vermisst, Nan, aber ich hatte wirklich viel zu tun mit den ganzen Auditions und Abtreibungen*? Es war noch zu früh, um Nancy unter die Augen zu treten; Anna hätte sich viel zu sehr geschämt.

Ben rief vom Flughafen aus an. Auch wenn ihr Verhältnis im Moment etwas unentspannt war, hatte Anna doch gewollt, dass er vor dem Takeoff noch kurz anrief, damit sie wusste, dass alles in Ordnung war. Seit dem elften September war sie erst zweimal geflogen – einmal zu einer Last-Minute-Audition in L.A. und einmal mit Ben nach St. Thomas. Beide Male hatte ihr das Herz bis zum Hals geschlagen. Sie war durch den Gang gestolpert, ihre Kruzifixsammlung in der Hand, ein Überbleibsel aus katholischen Schulmädchenzeiten, und die alte Kette ihres Vaters mit dem polnischen *biały orzeł* um den Hals. Sie scannte ihre Mitreisenden nach dunkelhäutigen

Bartträgern (Scheiße, aber wahr), und sprach das »Amen« erst, als die Räder wieder den Boden berührten.

Heute fliegt Ben zurück nach Hause. Was für ein Zuhause, fragt sich Anna. Was hat sie ihm denn überhaupt noch zu bieten? Anfangs hatte sie ihm exotische Geschichten über ihre Jugend im Flatbush Project erzählt, Geschichten von einer kleinen polnischen Immigrantin. Er kriegte jeden Tag seinen Blow Job und abends was vom thailändischen Takeaway. Sie ließ ihn in ihre Welt, eine Welt, die zwar klein, aber unvergleichlich war, eine Welt, in der Panzer durch die Straßen rollten und die bewaffnete *milicja* junge Idealisten einbuchtete, die für ihre Freiheit kämpften wie vor ihnen schon ihre Väter und Großväter. Für ihn klang das alles unglaublich romantisch, dieser Aufruhr in einem fremden Land, erzählt von einer Marilyn Monroe mit slawischen Zügen.

Im Gegenzug zeigte Ben ihr seine Version der Neuen Welt, das unkomplizierte Leben eines Jungen aus einer Durchschnittsfamilie. »Ich habe vier Brüder«, erzählte er ihr in der ersten Nacht, als die Sonne aufging. »Jonah, Jefferson, Simon und Samuel.« Anna staunte über die Musikalität dieser Namen aus dem Mittleren Westen und sprach sie mit ihrer melodischen Stimme nach, mit dem Hauch eines osteuropäischen Akzents, als würde sie ein Emerson-Gedicht rezitieren.

»Anna Baran klingt doch auch nicht schlecht.«

»Na ja, es hätte auch Zdzisława sein können.« Anna lachte, als Ben fast einen Knoten in die Zunge bekam bei dem Versuch, den Namen nachzusprechen.

Letzten Montag hat Anna die Tür hinter Ben zugemacht und sich auf die völlige Isolation bis zu seiner Rückkehr vorbereitet. In New York würde es kein Thanksgiving geben, das hatte es schließlich noch nie. Ihre Eltern machten das mit dem Truthahn nicht. Da war ihr Vater standhaft. »Ich nehm

dem Indianer das Land weg, raube ihm alles, was er hat, stecke ihn in Reservate, und dann mache ich deswegen auch noch ein Fressfest? Das ist doch Scheiße.« Also kümmerte sich niemand um sie, und sie rauchte 147 Zigaretten, duschte nur einmal und gelangte zu der Erkenntnis, dass Bens Abwesenheit weder Sehnsucht noch neu aufflammende Liebesgefühle in ihr hervorrief, sondern nichts als Angst.

Morgens um zwanzig nach vier klingelt das Telefon. Anna lässt vor Schreck den Aschenbecher fallen, und die ganze Sauerei landet auf dem Sofa. Sie stolpert zum Tisch am anderen Ende des Zimmers. *Tato*, denkt Anna, *es ist wegen Dad*.

»Hallo?«

»*Ania*! Oh, Ania …« Ihre Mutter Paulina heult in den Hörer, und Anna zerspringt fast das Herz bei diesem Ton, der einfach so in die Stille ihres Zimmers dringt und gar kein Recht hat, die Ruhe der Nacht derart zu zerfetzen.

»Was ist denn? Oh Gott, *Mamo*, was ist los?«

»Er ist tot! *O mój Boże*, Anna, er ist tot.« Das ist er also, der Anruf, mit dem Anna schon rechnet, seit sie dreizehn ist, sei es in der U-Bahn, früher in der Schule oder beim Gummitwist, in der Badewanne oder wenn sie sich vor dem Fernseher bei einem Zombiefilm die Nägel abkaute, während ihre Mutter im Esszimmer auf und ab lief und auf Annas Vater wartete.

»Wie hat er es gemacht?«, hört sie sich schon fragen, bevor sie es wirklich begriffen hat.

»Hat er nicht. Das war Filip!« Annas Atem beruhigt sich, und die Wände stürzen nicht mehr auf sie ein.

»Wer ist Filip?« Ihre Mutter heult immer noch, laut und unablässig, und in ihrem Gefühlschaos macht es Anna wahnsinnig.

»Filip, Elwiras Freund! Anna, was denkst du denn, von wem

ich rede!« Anna antwortet nicht, aber ihre Mutter spricht sowieso schon weiter. »Justynas Mann ist tot, er ist gestern Nacht ermordet worden, in seinem eigenen Haus. Vom Freund seiner Schwägerin. Kannst du dir das vorstellen?«

»*Poczekaj*! Moment. Warte mal, Mutter. Scheiße. Moment mal.« Anna holt tief Luft, sortiert ihre Gedanken und streicht über die Tischplatte. »Justyna? Aus Kielce?«

»Ja! Himmel, wie viele Justynas kennst du denn? Ihr Mann wurde mitten in der Nacht niedergestochen. Justyna ist jetzt Witwe. Mit sechsundzwanzig!« Ihre Mutter schluchzt jetzt und wimmert wie eine verletzte Katze.

»Wow.«

»Wow?! *Wow*?!«

»Was, Mamo? Was soll ich denn sagen? Es ist vier Uhr morgens. Du hast mich kalt erwischt.«

»Ach, tut mir leid, wenn das gerade nicht die passende Uhrzeit ist, um dir zu erzählen, dass der Mann deiner besten Freundin ermordet wurde …«

»Sie *war* mal meine beste Freundin. Ist sie doch gar nicht mehr.«

»Oh, *Himmel*. Anka, echt.«

»Das ist furchtbar. Es ist wirklich furchtbar, aber ich dachte erst …«

»Was?«

»Egal. Woher weißt du es?«

»Ihr Vater hat mich aus Polen angerufen. Ich muss jetzt auflegen. Ihre Mutter dreht sich bestimmt im Grab rum. Ruf Justyna an, ja? Wenn du fertig bist mit Weinen, *ruf sie an*.« Anna merkt erst jetzt, dass ihr Tränen über Gesicht und Hals laufen. *Woher kommen die denn?*, fragt sie sich, und dann signalisiert ihr das Freizeichen, dass sie auflegen und ihre dummen Fragen später stellen soll.